

Solo verbo XI „Von Kindern und Karrieren“**1. April 2015***Von Kindern und Karrieren. Ein Versuch über das Abschiednehmen*

Nunc dimittis. „Nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren.“ Ankunft und Abschied, Umarmung und Trennung liegen nah beieinander. Simeon, am Tage, da das neugeborene Kind im Tempel präsentiert wurde. Eine Begrüßung als Adieu. Simeon, der Prophet des Lebewohl. Sein ganzes Leben: ein Adventsprogramm in Geduld. Einzige Mission: alt werden, um das Neue abzuwarten, Mittler der Proklamation sein zur Generation Glaube 2.0. Und dann im Frieden sterben. Die Religion entlässt ihre Kinder.

Schon bemerkenswert, diese Gestalt des betagten Mannes, die die Überlieferung zum Matthäus-Evangelium da erfindet. Simeon hat keine andere Geschichte, wird nirgends sonst erwähnt. Ist einfach *da* im Tempel zu Jerusalem, vierzig Tage nach der Geburt Jesu. Nur um eine Ablösung in einem Ritual zu zelebrieren, in dem das Alte geht und das Neue erscheint. Hier nimmt es nun richtig seinen Anfang: das Drama des begabten Kindes. Hier startet ein Säugling eine beeindruckende Karriere in Sachen Gott. Es mag etwas gewagt sein, die Botschaft der Simeon-Geschichte in folgender Weise zuzuspitzen, aber mir kommt dieser Abschied eines väterlichen Propheten wie ein symbolischer erster Abschied eines väterlichen Gottes vor. Bekanntlich ist es ja eine kluge Strategie in der Führung von Familienunternehmen. Wenn der Sohn das operative Geschäft übernimmt, tut der Vater gut daran, sich zurückzuziehen.

Simeon, der Abschiedskünstler. Er gibt mir zu denken. Zu denken, dass die Kunst des Abschiednehmens vielleicht eine Kernaufgabe der Religion sein könnte. Auch wenn die kirchliche Verkündigung immer wieder gern auf Erbauung, auf Festigung, und Vertrauen in das Bleibende setzt. Vielleicht lautet die wichtigste Botschaft am Ende doch: *lass fahren dahin!*

Mit der Simeon-Geschichte, mit dem Fest der Darstellung des Herrn am 2. Februar, endet der weihnachtliche Festkreis. Und gleich darauf stehen im kirchlichen Kalender schon die ersten Zeichen wieder auf Passion. Als beginne dann auch schon der Abschied des Sohnes nur wenige Wochen nach seiner Geburt. Heute Abend sind wir gemäß der Kirchenjahreslogik schon im Abschiednehmen mittendrin, am Mittwoch in der Karwoche, am Vorabend des letzten Abendmahls. Davon und von anderen Abschiedsfragen wird nun zu reden sein. In Form von drei Einblicken in das erstaunliche Portfolio einer kindlichen Karriere – und einem vierten Blick auf die Karrierechancen der aufgeklärten Kindeskinde.

1. *Gotteskind: Abschied vom Monotheismus?*

Das Glaubensbekenntnis spricht von Gottes *eingeborenem Sohn*. Bei unbefangener Erstbegegnung mit solch einer Titulierung mag dies interessante Konnotationen auslösen. Doch dieses „eingeboren“ hat der intendierten Bedeutung nach weder etwas mit primitiver Ureinwohnerschaft zu tun, noch damit, dass hier ein Kind quasi in Gott hineingeboren worden wäre. Wenngleich letzteres, ideengeschichtlich gesehen, gar nicht einmal so abwegig ist. Gemeint ist hier jedoch eine Entsprechung zum griechischen *monogenes*, im Sinne von *einzig geboren*. Heißt auf die Menschheit bezogen, dass kein anderes Kind je göttliche Gene in Anspruch genommen hat. Und auf Gott bezogen identifiziert das Credo Christus als ein Einzelkind.

Und das nun könnte entwicklungspsychologisch aufschlussreich sein. Es werden Jesus zwar in seiner irdischen Familie Geschwister nachgesagt, doch dies ändert nichts daran, dass die Projektionen und Wünsche des mythologischen Vaters vollständig und ungeteilt auf seinen einzigen Nachkommen ausgerichtet sein dürften. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein solches Einzelkind zu einem kleinen König mit Neigung zur Selbstherrlichkeit entwickelt, ist groß. Groß ist aber auch die Gefahr, dass das Kind von Anfang an zum willigen Empfänger der

Programme eines übermächtigen Vaters wird und letztlich daran scheitert. Und was soll erst daraus werden, wenn – wie manche Deutungen im Neuen Testament es nahelegen – das Scheitern bereits zum väterlichen Konzept gehört?

Die Rede vom *monogenetos hyios*, vom eingeborenen Sohn, scheint auf den ersten Blick die Einheit und Einzigartigkeit Gottes zu betonen. Aber genau genommen ist es durch die Zeugung eines Gotteskindes doch mit der Einzigkeit Gottes auch schon vorbei. Denn da treten nunmehr *zwei* im Namen des Einen auf. Als die frühe christliche Theologie begann, die Gottessohnschaft zu bedenken, nahm sie ansatzweise Abschied vom Monotheismus, zumindest von seiner strengen Form, die den Denkern des Judentums heilig war und bis heute geblieben ist. Und auch die Muslime später konnten beim Gedanken an ein Gotteskind nichts anderes als eine schlimme Häresie entdecken.

Wort- und geistgewaltig haben Kirchenväter jahrhundertlang gerungen und gestritten, um schließlich in Bekenntnissätzen abzufeiern, warum die vermeintliche Zwei- bis Dreigottreligion der Christen – der Heilige Geist ist ja auch noch mal ein Thema - ... warum diese Religion allem Anschein zum Trotz doch eine monotheistische sei. Und es ist bis heute in der christlichen Theologie nicht opportun, dies anzuzweifeln. Ich möchte dennoch kritisch fragen, was an einem gepflegten Polytheismus denn eigentlich so arg schlimm und verwerflich sein soll. Ist ein Vielgötterglaube nur etwas für Wilde oder für rückständige Kulturen? Dagegen spricht die Würde und Schönheit vieler polytheistischer Kulte. Dagegen spricht zudem die besorgniserregende Tatsache, dass man sich bis heute auch im Namen des *einen* Gottes lebens- und kulturgefährdend daneben benehmen kann.

Zu wild wäre es wohl auch geworden, die Zeugung des göttlichen Kindes mit einer amourösen Geschichte auszustatten. In anderen religiösen Kontexten wäre die Brautwerbung eines Gottes eine durchaus erzählbare Story gewesen. Im biblischen Kontext allerdings undenkbar. Außerordentlich keusch und züchtig

geht es zu. Und damit auch ja keine Missverständnisse aufkommen, bemüht sich der werdende Vater nicht einmal persönlich bei der Auserwählten vorbei, sondern lässt die Begattung durch einen Boten ausrichten, und zwar gänzlich ungeschlechtlich. (Mir möge noch einmal jemand damit kommen, dass *In-Vitro-Fertilisationen* oder Leihmutterschaften aus theologisch-ethischen Gründen bedenklich seien!) Neben dem Abschied vom strengen Monotheismus durch diese Sohneszeugung wird hier der Versuch eines Abschieds von der Sexualität gleich miterledigt. Paulus sollte später erklären, warum angesichts des nahenden Endes derlei niedere Angelegenheiten ohnehin zu vernachlässigen seien. Das Kinderprogramm bleibt jugendfrei.

Und dann kam die Zeit, da Maria gebären sollte. Und mit der Trennung von der Mutter Schoß und dem Auszug aus der göttlich-uterinen Geborgenheit stand für ein schon vorgeburtlich hochbelastetes Kind ein folgenschwerer Abschied an.

2. *Wunderkind: Abschied von der Normalität?*

Zu Bethlehem geboren. Wunderbar und wundersam sind sie, die Weihnachtserzählungen nach Matthäus und Lukas, und lassen nichts unversucht, das Zur-Welt-Kommen dieses Kindes als ein höchst besonderes und durch und durch himmlisch geplantes Ereignis zu illustrieren. Die Engelsscharen, die ein Loblied singen, der Stern, der den Weisen von Osten her den Weg zur Stätte weist, die königswürdigen Gaben, die sie dem Säugling als Willkommensgeschenk überreichen. Die Bedürfnisse eines Neugeborenen dürften schlichter gewesen sein.

Dennoch ist festzuhalten, dass weder Lichterglanz noch majestätischer Protz die postnatalen Szenen dominieren. Unwirtlich ist der Ort des Geschehens, als Provisorium für eine Notgeburt gekennzeichnet. Die Bedrohung durch weltliche Macht legt sich über alles Frohe und Helle, veranlasst die junge Familie sogar zur Flucht ins Ägyptenland. Religionsgeschichtlich neu und in dieser Weise einzigartig ist dieser Zug von Minimalität, Niedrigkeit und Gefährdung des

Göttlichen. Meines Erachtens liegt die eigentliche *Größe* der christlichen Erzählung in der Neubewertung des *Kleinen*. Gottes Zweitausfertigung ist sozusagen eine nanotechnologische Variante. Normal ist das nicht.

Der Gottessohn ist ein Wunderkind der Ambivalenzen, einerseits aufgeladen mit einer Programmatik hin zur Glückseligkeit, andererseits von Anfang an mit der Aura des Scheiterns behaftet. All dieses ohne eigenen Entschluss, sondern ihm als Bürde in die Wiege gelegt.

Interessant ist, dass im Neuen Testament über die Säuglingszeit hinaus von Jesu Kindheit und Jugend fast nichts berichtet wird. Mit Ausnahme einer Geschichte, in der die irdischen Eltern bei einer Jerusalemreise ihren Knaben vermissen und schließlich im Tempel auffinden, wo er die Gelehrten mit seinen Schriftauslegungen verblüfft. Als sie versuchen, ihm für ihre vernachlässigte Aufsichtspflicht die Schuld in die Schuhe zu schieben, herrscht er sie an und erklärt ihnen, dass er sich in Sachen Elternschaft ohnehin mehr himmlisch zu orientieren gedenke. Über solche theopsychologischen Tendenzen hat Ezzelino von Wedel ein Büchlein geschrieben mit dem bemerkenswerten Titel „Als Jesus sich Gott ausdachte. Die unerwiderte Liebe zum Vater.“ Es gibt zahlreiche Hinweise, vor allem im Johannesevangelium, dass auch das Verhältnis Jesu zu seiner Mutter spannungsreich gewesen sei. Auf der Hochzeit zu Kana, etwa, brüskiert er sie heftig, als sie sich einmischen will. Nun kann man die darin ausgedrückten Abgrenzungs- und Ablösungsbemühungen den Eltern gegenüber schon als normal bewerten. Die transzendentalpubertäre Ausrichtung ist aber recht ungewöhnlich.

Ungewöhnlich sind auch die Wunderkind-Geschichten, von denen ein nicht-biblisches Kindheitsevangelium aus dem 2. Jahrhundert zu berichten weiß. Da wird ein fünfjähriger Jesus mit göttlichen Kräften ausgestattet, zum Beispiel mit Schöpfungsmacht. Beim Plantschen im Matsch formt er Spatzen aus Lehm, und mit einem Händeklatschen erweckt er sie zum Leben, und sie flattern davon.

Seine Eltern schicken ihn zum Unterricht bei einem gewissen Zachäus, der bald überfordert ist von den Knaben Klugheit. Und gar nicht nur lieblich und nett ist dieses Jesulein. Beim Spielen von einem anderen Jungen gestört und genervt, lässt es diesen mal eben verdorren.

Wunderkinder führen meist ein Leben mit tragischer Prognose. Wir kennen solche Kinder ja zum Beispiel aus der Welt der Musik. Nicht selten erliegen sie dem Druck des projizierten Selbstdarstellungswillens ihrer Eltern. Echte Kindheiten sind ihnen nicht vergönnt. Christian Heinrich Heineken, ein Lübecker Wunderkind aus dem 18. Jahrhundert, war dem Jesuskind sogar noch ein bisschen voraus. Schon in seinem zweiten Lebensjahr kannte er alle biblischen Schriften auswendig und sprach fließend Latein. Mit drei Jahren verfasste er eine Geschichte Dänemarks, und mit viereinhalb Jahren starb er, weil man eine Stoffwechselerkrankung nicht zu heilen wusste. Wunderkinder gibt es heute zuhauf, zumindest in den Köpfen ihrer Eltern. Besonders und wunderbar nicht wegen ihres schlechthin liebenswürdigen Daseins, sondern wegen der Potentiale und Leistungen, die angeblich in ihnen schlummern.

„Lasst die Kindlein zu mir kommen“, sprach der erwachsene Jesus und versuchte damit, die Selbstverkleinerung Gottes auf die Menschen zu übertragen. Leider gibt es keine richtigen Kinder mehr. Ende der Normalität.

3. Opferkind: Abschied von der Liebe?

„Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du lieb hast, ... und bringe ihn ... zum Brandopfer dar.“ Kinder können leicht zu Opfern werden. So war es in alter Zeit, so ist es bis heute. Zu Opfern elterlichen Größenwahns, zu Opfern gestörter sexueller Neigungen, pathologischer Religion und roher Brutalität. Besonders zynisch wird das Ganze, wenn Gewalt und Liebe in einem Atemzug genannt werden. Vielleicht ist Papst Franziskus' Ermutigung zum würdevollen Prügeln ein zeitgemäßer Ausdruck davon. Das biblische Urbild dieser Problematik aber ist die Geschichte von Isaaks Opferung. Den langersehten, innig geliebten

Sohn soll Abraham dem göttlichen Willen als Braten servieren. Und die Erzählung geht so weit, dass der Erzvater schon das Messer ansetzt, um das Kind zu schlachten. Nun gut, in letzter Sekunde besinnt sich Gott eines Besseren. Und die Religion feiert dies als großes Zeichen der Barmherzigkeit Gottes und der Demut seines Dieners. Religionsgeschichtler nennen Genesis 22 ein Dokument der Überwindung der vorher üblichen Opferung von Menschen. Das Judentum freut sich an Abrahams Glaubenstreue. Und der Islam widmet einer Variante der Erzählung das große Fest der Hingabe. Irgendetwas stimmt da nicht. Aber die christliche Lehre macht es nicht viel besser.

Agnus Dei. Würdig ist das Lamm. Ein Schafskind wird zum Opferkind. Und doch ist kein Tier, sondern ein zu schlachtender Mensch damit gemeint. Das Gotteskind, es muss in Schmach und Schande sterben, auf dass die alte Schuld gesühnt werde, mit der sich die Menschheit aus eigenem Willen von Gott abgewandt hätte. All das soll ein Ausdruck von Liebe sein. Und wer es glaubt, soll selig werden. Gottes Kind ist zwar kein Kind mehr, als dieses geschieht. Aber wirklich besser wird es dadurch nicht.

Die Passion, sie ist die große und schwer erträgliche Abschiedsgeschichte aus der Karriere des Gotteskindes. Zunächst mutete der Sohn in den Berichten über sein predigendes und heilendes Wirken in galiläischen Landen noch recht emanzipiert und eigenständig an, auch anders als der unergründliche himmlische Vater, nämlich: nah, berührbar, meist liebevoll, in Fragen des göttlichen Gesetzes auch mal flexibel, eben menschlich. Nun aber stehen alle Zeichen auf Unterwerfung, auf ein Sich-Fügen in einen irgendwie doch grausamen himmlischen Plan zu Demütigungen, Folterstrafen und einem anscheinend unvermeidbarem Tode hin. Als Konsequenz eines menschlich untragbaren transzendenten Großprogramms? Oder doch als reine menschliche Schuld? Als fatales Ergebnis politischer und religiöser Machtgelüste? Als assistierter Suizid des Heiligen in Menschengestalt? Als göttlich notwendige, unverzichtbare Opferungstat?

Ich bin ganz froh, dass die Theologie seit einigen Jahrzehnten einigermaßen Abschied genommen hat vom Blutdurst und vom Zynismus, Gewalt mit Liebe zu verwechseln. Das klassische Sühnopfer-Denken, welches Paulus formulierte und das auch Luther noch heilig war, es ist Gott sei Dank so gut wie passé. Der Blick hat sich gewendet auf das Leiden eines Menschen hin, in welchem sich zugleich ein Mitleiden Gottes zeigen soll. Aber es bleiben viele Fragen offen. Wenn ich mir das Bild vom Gekreuzigten vorstelle, dann weiß ich zwar, dass es ein Mann um die dreißig war. Aber ich sehe darin noch immer ein überfordertes, ein missbrauchtes, ein schmachvoll sterbendes Kind. Der eilig hinzugeträumte Trost der Auferstehungsbotschaft mildert dies zunächst einmal nicht. Was am Kreuz geschieht ist kein Zeichen der Liebe, sondern eher der Abschied davon. Am Karfreitag stirbt auch der Sinn.

4. *Kindeskinder: Abschied von Gott?*

Säkularisierung. Das ist ein Begriff, der in verschiedenen Geisteswissenschaften begegnet. Er bedeutet *Verweltlichung*. In der Religionssoziologie hat er meist ein negatives Vorzeichen, in dem er vor allem die neuzeitliche Abkehr von der Religion und ihren Institutionen benennt. Es gibt aber auch theologische Sichtweisen, die der Säkularisierung Positives abgewinnen können. Dietrich Bonhoeffer und Friedrich Gogarten haben das beispielsweise versucht. Die Geburt des Gotteskindes, die Menschwerdung Gottes, kann schließlich auch als eine Verweltlichung in einem emanzipatorischen Sinne angesehen werden. Nicht mehr ein gedachtes Paralleluniversum, sondern die irdische Lebenswelt ist jetzt im Fokus der weltanschaulichen Aufmerksamkeit. Gewiss mit dem Risiko, dass die Transzendenz allmählich an Bedeutung verliert. Aber auch mit der Chance, dass sich die Menschen stärker in die Verantwortung gerufen wissen. Inzwischen sind diese Folgen, hartnäckigen fundamentalistischen Widerständen zum Trotz, gesellschaftliche Wirklichkeit geworden. Und im Sinne eines positiven Säkularisierungsdenkens nicht entgegen der christlichen Erzählung, sondern als ihre letzte Konsequenz. Die Kindeskinder Gottes scheinen den

himmlischen Vater nicht mehr zu brauchen. Opa ist in Rente, und sein Sohn hat möglicherweise noch ein Zimmer bei ihm. Wenn es um das Gute und Gerechte geht, dann müssen wir jetzt selber ran. Es ist die Frage, ob man das eigentlich so schlimm finden muss.

Schon merkwürdig, wie man sich auch in aufgeklärten kirchlichen Kreisen mitunter mit den krudesten und skurrilsten Glaubensgemeinschaften noch irgendwie verbunden fühlt, nur weil sie sich auf einen Gott berufen. Die Agnostiker dagegen, die überzeugt Konfessionslosen, die vollends Säkularisierten sieht man als die Anderen und ideologisch Fremden an. Haben wir als emanzipierte Kindeskind eines altgewordenen Gottes nicht ziemlich viel mit ihnen gemein? Der Karriere dürfte es nicht schaden, bei den Ungläubigen zumindest mal ein Praktikum zu absolvieren.

Der leise Abschied von Gott. Er ist auf lange Sicht nicht nur wahrscheinlich. Er ist vielleicht im Kern der christlichen Erzählung sogar schon angelegt. Ich möchte ja nicht auf sie verzichten: die Geschichten, die Vorstellungen und Bilder. Und ich bin mir sicher, es ist gut, sie zu pflegen und zu bewahren. Aber mündig, frisch und reif möge unser Umgang mit ihnen sein. In einer Welt, die kein religiöses Oben und Unten mehr braucht. Glaube sollte kein Opfergeschehen, sondern eine freie Geisteshaltung sein. Erlösung muss auch bedeuten dürfen, sich von etwas zu lösen. Wir fallen nicht ins Bodenlose. *Nunc dimittis*. Lass fahren dahin.